



Feierabend



Karl Marx.

Loose Blätter von Eleanor Marx-Ebeling.

Den folgenden Abschnitt entnehmen wir dem neuen illustrierten Buche „Karl und Jenny Marx“ von D. München-Pelken und B. Nikolajewsky, erschienen im Verlag Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin SW Nr. 61. Dieses Marx-Buch, das aus Anlaß des 50. Todestages von Karl Marx im März 1933 erscheint, ist in Ganzleinen gebunden mit moderner Buchhülle und kostet RM. 4.50 (Kb 35.—), für Mitglieder Sonderpreis; die Volks- und Organisationsausgabe dieses Buches in Pappband gebunden nur RM. 2.85 (Kb 22.80). Das Buch ist durch alle Volksbuchhandlungen und Organisationsleitungen zu beziehen.

„Gar viele seltsame Geschichten sind über Karl Marx im Umlauf, von den „Millionen“ (Sterlinge natürlich, denn unter dem geht es nicht) bis zu seiner Subventionierung durch Bismarck, dessen ständiger Besucher in Berlin während der Zeit der Internationale Marx gewesen sein soll. Für diejenigen, die Karl Marx gekannt haben, gibt es keine lustigere Legende, als wie die, welche ihn als einen grantigen, verbitterten, unbefugten und unnahbaren Menschen hinstellt, so eine Art Donnergott, der unaufhörlich seine Blicke schleudert und niemals ein Lächeln auf seinen Lippen, einsam und unnahbar thront im Olymp. Eine derartige Schilderung des lustigsten und fröhlichsten Menschen, der je gelebt hat, des Mannes mit dem überprüdelnden Humor, dessen Lächeln unwiderstehlich zum Herzen drang, des freundlichsten, sanftmütigsten, sympathischsten aller Gefährten, ist eine stete Quelle der Verwunderung und Belustigung für alle die, die ihn gekannt haben.

In der Familie wie in seinem Verkehr mit Freunden und Bekannten kam seine Gutberzigkeit so recht zum Ausdruck, so daß einst ein Flüchtling der Commune, ein alter unaufrichtiger Schwäger, welcher Marx durch drei tödlich langweilige Stunden von seiner Arbeit aufgehalten hatte, als man ihm endlich vorstellte, daß die Zeit dränge und noch sehr viel zu tun sei, sich erlauben durfte, herablassend zu sagen: „Aber, lieber Marx, das macht ja nichts.“

Und so wie gegen diesen langweiligen Menschen benahm sich Marx gegen jedermann, den er für anständig hielt, und ver-

lor nie die Geduld, was auch immer die Arbeit sein mochte, bei der er gestört wurde. Nicht wenige mißbrauchten sie. Seine Kunst, Männer und Frauen zum Reden zu bringen, sie fühlen zu machen, daß er sich interessiere für alles, was sie bewegte, war einfach wunderbar. Wie oft haben Leute der verschiedensten Stellungen und Berufe ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben für sein teilnehmendes Verständnis, das er ihnen, und ihren besonderen Interessen entgegenbrachte. Wenn er glaubte, daß ein Mann wirklich lernen wollte, dann war seine Geduld unbegrenzt. Da war keine Frage zu trivial für ihn, keine Beweisführung zu kindisch.

Aber erst in seinem Verkehr mit Kindern offenbarten sich die kostlichsten Seiten von Marxens Charakter. Kinder konnten sich keinen besseren Gesellschafter wünschen...

Marx selber hätte sagen können: „Laßt die Kindlein zu mir kommen“, denn wo immer er auch ging, war er von Kindern umringt. Ob er auf Hampstead Heath saß — eine weite offene Heide nördlich von London, nahe unserem alten Heim —, ob in einem der Parks, gleich sammelte sich eine Schar von Kindern um ihn, den großen Mann mit den langen Haaren, Bart und den guten braunen Augen. Ganz fremde Kinder kamen so an ihn heran und hielten ihn oft auf der Straße auf, ebenso zutraulich waren die Tiere zu ihm. Einmal erinnere ich mich, hielt ein wildfremder zehnjähriger Knabe ohne weiteres den „Chef der Internationale“ in Waitland-Park an und sagte zu ihm: „Swop knives“. Nachdem er Marx erklärt hatte, daß „swop“ in der Schuljungenprache „tauschen“ heiße, holten beide ihre Messer heraus und verglichen sie. Das Messer des Jungen hatte nur eine Klinge, Marxens zwei, diese aber waren fürchterlich stumpf. Nach einigem Hin und Her wurde der Handel abgeschlossen, die Messer getauscht und der „gefährdete Chef der Internationale“ gab einen Penny darauf, weil sein Messer gar so stumpf war.

Mit welcher Geduld und Sanftmut antwortete „Mohr“ auf alle meine Fragen, als amerikanische Kriegsgeschichten und Blaubücher, die Marryat und Scott für einige Zeit verdrängt hatten. Dafür brütete ich

tagelang über englische Regierungsberichte, über Landkarten von Amerika. Nie klagte Mohr für meine Unterbrechungen, obwohl es sehr störend für ihn gewesen sein muß, sein ewig plauschendes Kind um sich zu haben, während er an seinem großen Werk arbeitete; aber nie ließ er in seinem Kinde den Gedanken aufkommen, daß es ihm im Wege sei. Um dieselbe Zeit, ich erinnere mich noch sehr gut, hatte ich die unerträglichste Ueberzeugung, daß Abraham Lincoln (Präsident der Vereinigten Staaten Amerikas) unmöglich ohne meinen Rat auskommen könne, und so adressierte ich lange Briefe an ihn, welche „Mohr“ lesen und zur Post tragen mußte. Viele, viele Jahre später zeigte er mir die kindlichen Briefe, die ihn so belustigt, daß er sie so lange aufbewahrt hatte.

Und so war denn Mohr durch all die Jahre meiner Jugend ein idealer Freund. Zu Hause hielten wir alle gute Kameradschaft und er war der beste und lustigste von allen; durch all die Jahre, während welcher er so viel Schmerzen ausstand, die ihm die Karbunkel bereiteten, bis ans Ende.

Ich sprach von Marx und seinem Verkehr mit Kindern. Sein Umgang mit Tieren war ebenso nett, und würde Raum und Zeit es gestatten, so könnte ich viele Geschichten erzählen von unserer Menagerie in Waitland-Park, den Katzen, Hunden, Vögeln und Schildkröten.

Diese losen Erinnerungen wären unvollständig, würde ich nicht ein paar Worte über meine Mutter anfügen. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, ohne Jenny von Westphalen hätte Karl Marx niemals der sein können, der er war. Beide paßten vollkommen zusammen und ergänzten sich. Von außerordentlicher Schönheit, welche die Bewunderung seines Herwoghs und Vassalles erregte, voll glänzender Begabung und Witz, ragte Jenny von Westphalen aus Tausenden hervor. Als Kinder spielten Karl und Jenny zusammen, als Rüngling und Jungfrau — er 17, sie 21 — verlobten sie sich, und wie Jakob und Rachel diente Marx nun Jenny sieben Jahre, bevor er sie heimführte. Dann durch all die folgenden Jahre voll Sturm und Drang, Verbannung, Armut, Verleumdung und Kampf trosteten diese zwei Menschen, zu-

fammen mit ihrem treuen Freund Helena Demuth, der Welt unentmutigt unterzagt, immer auf dem Posten, wohin die Pflicht sie rief. Wahrlich, er konnte von ihr mit Browning sagen:

„Darum ist sie ewig meine Braut,
Zusatz kann meine Liebe nicht ändern
Noch Zeit sie mindern...“

Marg-Worte.

Ueber Feuerbach (1845): Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.

Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden.

Einer Nation und einer Frau wird die unbewachte Stunde nicht vergehen, worin der erste Beste Abenteuer ihnen Gewalt antun konnte.

Und wie man im Privatleben unterscheidet zwischen dem, was ein Mensch von sich meint und sagt, und dem, was er wirklich ist und tut, so muß man noch mehr in geschichtlichen Kämpfen die Phrasen und Einbildungen der Parteien von ihrem wirklichen Organismus und ihren wirklichen Interessen, ihre Vorstellung von ihrer Realität unterscheiden.

Wenn das Geld, nach Augier, „mit natürlichen Blutflecken auf einer Bade zur Welt kommt“, so das Kapital von Kopf bis Zeh, aus allen Poren, Blut- und Schweißtriefend.

Das Element des Erfolges. Ein Element des Erfolges besitzen die Arbeiter: ihre große Zahl. Aber die Masse fällt nur in die Wogschale, wenn eine Organisation sie zusammenfaßt und Wissen sie leitet.

Die Mehrheit als Bewegung. Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheueren Mehrheit im Interesse der ungeheueren Mehrzahl.

Lied eines Verbannten.

(Einem italienischen Antifascisten gewidmet.)

Von August Kuedoff.

Purpurn sinkt die Sonne nieder,
Spiegelt golden sich im See,
Wellen werden weiche Lieder,
Wissen nichts von Menschenweh.
Aber ich, ein Heimatsloser,
Den man in die Fremde trieb,
Fühle alles Weh der Erde,
Das aus Kampf und Trant mir blieb.
Und am tiefsten geht mein Leiden,
Denk ich an das Angesticht
Reines Kindes, seine Tränen,
Die vergeh' ich weltweit nicht.
Vater, sag, wann kommst du wieder?
Wie das in die Seele schnitt. —
Wellen, wandelt enze Lieder,
Sagt dem Kinde, was ich liti.
Kündet ihm doch auch mein Poffen,
Dah wir einst uns wiederseh'n,
Wenn Tyrannenmacht gebrochen,
Freiheit wird dem Land erstehn.
Bis zu jener lichten Stunde
Grüße Wellenlieb und Wind
Dich, dem man den Vater raubte,
Glaube, wachse, ferres Kind.

Der Frauentag ruft!

Wie ein gefangenes Tier schlägt der Kapitalismus um sich.

Er bezahlt faszistische Barden, um durch Mord und Brand die Arbeiterbewegung niederzuschlagen.

Frauen! Verweist am Frauentag, daß Ihr versteht, worum es geht!

Beweist, daß auch in Euch der Geist des Sozialismus lebendig ist!

Die Frauen und Mütter gehören in die Reihen derer, die hinter roten Fahnen marschieren, denn ihren Kindern soll die Welt, die wir errichten wollen, Heimat und Glück sein.

Frauen und Mädchen, seid am Plage!

... und Buddha lächelt.

Von W. Hoff.

Bei Silbermanns im Glaschrank — wenn man sein ist, sagt man „Vitrine“ — steht ein porzellanener Buddha. Das heißt: er sieht natürlich nicht — kein Mensch hat je einen Buddha stehen sehen! —, sondern sitzt mit untergeschlagenen Beinen, hat die Augenlider halb geschlossen, was bedeuten soll, daß er in sich versunken ist, und lächelt. Worüber er lächelt, läßt sich natürlich nicht sagen — vielleicht sieht er in seinem Innern angenehme Dinge, vielleicht freut er sich nur über seine Wohlbeleibtheit und die Rundung seiner Gliedmaßen — jedenfalls: er lächelt sehr intensiv. Seine Mundwinkel sind stark nach oben gebogen, in seinen Wangen sitzen zwei schalkhafte Grübchen, und selbst die verschwindend kleine Nase scheint mitzulächeln, und ich muß sagen: diese geheimnisvolle Heiterkeit wirkt ein wenig ansteckend auf den Beschauer.

Neulich kam Silbermann dazu, als ich eben vor dem Buddha stand und sein Lächeln auf meine Gemütsstimmung wirken ließ.

„Aha — der Buddha!“ sagte Silbermann. „Ja, der hat's in sich! Mich hat er zwei Jahrzehnte lang in Atem gehalten mit seinem Lächeln und beinahe — beinahe! — hätte er mich zu einem richtiggehenden Indier gemacht!“ „Wie? Erzähle, bitte!“

Also dieser Buddha mit samt dem Glaschrank stand im „guten Zimmer“ meiner Eltern, als ich noch ein ganz kleiner Junge war. Schon damals übte er eine merkwürdige Anziehungskraft auf mich aus — ich sah, wie man mir später erzählt hat, stundenlang vor dem Glaschrank und betrachtete den Buddha. Wenn ich ungeduldig war, oder wenn man mich gerade los sein wollte, feyete man mich vor den Glaschrank, und ich rührte mich nicht mehr. Buddha als Erzieher! Als ich dann anfing, einiges zu begreifen, erzählte mir meine Großmutter von dem braven Gautamo und von dem Wunderland Indien, von Palmen und Palästen aus lauter Gold, von Klöstern auf steilen Bergen, von Drogen und Tigern im Dschungel, von Maharadschas, die hahelnußgroße Diamanten an den Zehennägeln tragen — kurz: von all den Dingen, die für den Europäer mit dem Begriff Indien fälschlicherweise verknüpft sind. Als Sechsjähriger wußte ich in dem Fabelland besser Bescheid, als in unserem eigenen Hause, und als ich dann erst lesen gelernt hatte, verschlang ich alles, was nur über Indien aufzutreiben war. Es war die richtige indische Krankheit. Und das Merkwürdige war: ich betrie meine „Studien“ beinahe als Gottesdienst — ich las meine Indienbücher nur vor dem Glaschrank mit dem Buddha; ich trieb einen

wirklichen Götzendienst mit dem lächelnden Gautamo und verzehrte mich in Sehnsucht nach der Lotosblume, unter der ich mir etwas ganz Uebernatürliches vorstellte.

Als ich fünfzehn Jahre alt geworden war, hielt ich das Leben in dem kalten Abendland einfach nicht mehr aus, zerstückelte meine irdene Sparkasse und fuhr nach Hamburg. Als ich die Fahrkarte bezahlt hatte, blieben mir noch eine Mark achtzig, aber das war mir vollkommen gleichgültig: in Hamburg fand ich zweifellos einen Indiensfahrer, der mich mitnahm. So kam ich — in meiner Einbildung — als Schiffsjunge nach dem Orien, und im ersten indischen Hafen brannte ich einfach durch. Die Sache kam natürlich anders: der erste Seemann, dem ich mich anvertraute, übergab mich der Polizei, und vierundzwanzig Stunden später erschien mein Vater und nahm mich wieder nach Hause. Das war aber nur geschehen, weil ich meinen Buddha nicht hatte mitnehmen können — ich hatte nämlich keine Gelegenheit gefunden, ihn aus dem verschlossenen Glaschrank zu klauen. Immerhin entschloß ich mich, da mir Vater gut zuredete, zunächst noch im Abendland zu bleiben, und, wie Vater sagte, „erst mal was Nützliches zu lernen“.

Aber ich blieb meiner indischen Liebhaberei treu; nur ging ich die Sache jetzt von der wissenschaftlichen Seite her an. Und während meine Schulkameraden Karl May und Rik Carter lasen, brütete ich über einer altindischen Grammatik, die ich mir antiquarisch verschafft hatte, und las außerdem, was ich an indischer Literatur aufstreifen konnte. Jawohl — wie du mich hier siehst: ich, Fritz Silbermann, habe eine Ahnung von Sanskrit, habe die Beden gelesen — in Uebersetzungen natürlich — und einiges andere, bin über das Kastenwesen in Indien und über indische Geschichte ziemlich genau informiert; und natürlich erst recht über Buddhismus, Lamaismus und die anderen Ismen jenes gesegneten Landes. Ich hatte mir einen anderen Plan zurechtgelegt: ich wollte wirklicher und wahrhaftiger Indiensforscher werden, Indiensgelehrter, eine Autorität auf diesem Gebiet. Reisen nach Indien waren selbstverständliche Voraussetzung — ich würde, wie das bisher noch niemandem gelungen ist, Europa den Geist Indiens erschließen! Und all diese Träume gruppieren sich eigentlich um diesen lächelnden Buddha hier, der nach wie vor mein Idol war und dem ich in meinem Herzen den allerersten Ehrenplatz einräumte. Alles, was ich als Vorbereitung für meine große Laufbahn tat, war mehr oder minder Buddha-Kult.

Die Dinge liefen aber anders. Mein Vater starb, und an eine Fortsetzung meiner Studien war nicht zu denken. Ich kam in die kaufmänn-

nische Lehre, aber ich fand auch über den Handel mit Perlingen und über die Geheimnisse der doppelten Buchführung meinen Weg nach Indien: kam ich nicht als Gelehrter nach dem Land meiner Sehnsucht — warum sollte ich nicht als Kaufmann dieses Ziel erreichen? Das war sogar noch leichter, und ich träumte schon von Schiffen, die auf dem Meere schwammen, beladen mit den Schätzen Indiens, die ich natürlich eingekauft hatte. Jedenfalls hatte ich die feste Absicht, nach Beendigung meiner Lehrzeit und ein wenig Praxis nach Indien zu gehen, und zu diesem Zwecke lernte ich Englisch, was noch das Geheime an der ganzen Indien- und Buddhismuswärmerei war. Denn so viel wußte ich bereits, daß man in Indien mit dem Englischen weiter kam, als mit irgend einem indischen Dialekt. Und was das Merkwürdige war: ich kam wirklich zu der Möglichkeit, für eine große Firma nach Indien zu gehen!

„Du bist aber nicht gegangen!“

„Natürlich nicht! Und auch daran trägt die Schuld Buddha Schuld — ich sagte ja: er hat's in sich! Das ging so zu: ich sollte nach Hamburg fahren, den Vertrag unterzeichnen. Diesmal aber wollte ich meinen verehrten Buddha mitnehmen — als Glücksbringer gewissermaßen — er war ja für mich Indien und Indien war er! Als ich nun mit einigem ehrfürchtigem Schauder den Gott aus dem Glasfranke nahm, um ihn standesgemäß in Seidenpapier zu verpacken, fiel mein Blick plötzlich auf einen blauen Stempel an der Rehrseite der Figur, und ich las:

Peter Sachs, Köpchenbroda.

Das also war mein Gott fast zwanzig Jahre hindurch gewesen: Ein Stück Porzellan aus der Fabrik des ehemaligen Herrn Peter Sachs aus Köpchenbroda! Das also war mein Indien! Ich fuhr nicht nach Hamburg, ich habe den Vertrag nicht unterzeichnet, bin nicht nach Indien gegangen, sondern habe meine Base Lotte geheiratet, und von Indien ist in meinem Leben nicht mehr die Rede gewesen. Ich war kurier — meine Sehnsucht, meine Träume, der bisherige Inhalt meines Lebens — made in Germany! Diese Erkenntnis hielten Sehnsucht und Träume nicht aus. Ich habe die Sache übrigens nicht tragisch genommen — wenn man die Dinge recht betrachtet, stammen fast alle Buddhas — aus Köpchenbroda. Vielleicht lächeln sie darum alle so merkwürdig . . .“

Der blamierte Besserwiffer.

Auf einem deutschen Schiff, das eine Gesellschaftsreise durch das Mittelmeer unternahm, befand sich ein Mann, von Beruf Oberlehrer in einer kleinen Stadt, der durch das selbstbewußte Dozieren auffiel, das er bei jeder Gelegenheit zum besten gab. Er war ein Alleswiffer, wenigstens schien es so, und er wollte für einen solchen gehalten sein. Dieser eitle Mensch hatte, wenn man historische Stätten besuchte oder wenn man vom Schiff aus eine Stadt oder charakteristische Landschaft sah, zumeist einen weiten Kreis andächtig lauschender Zuhörer um sich herum, ging mit tönenden Worten und äußerster Sicherheit allen Erscheinungen historisch und ästhetisch zu Leibe und konnte sich in dem Ruhm, der erfahrendste, geschickteste, gebildetste Mann der ganzen Reisegesellschaft zu sein.

Ein kleiner, kluger, äußerlich unansehnlicher Gelehrter, der auf seinem Gebiet einen großen Ruf genos, beschloß, dem Renommisten einen Schabernack zu spielen. Er trat eines Tages an ihn heran und fragte ihn höflich, ob er, der

doch alles wisse, ihm nicht sagen könnte, was eine Zage sei.

Der Gefragte starrte einen Augenblick und dachte nach. Der andere half ihm und meinte, das Wort müsse vermutlich ein altes jüdisches Musikinstrument bezeichnen.

Nun besann sich der Alleswiffer, und während sich wieder ein andachtsvolles Publikum lauschend um ihn versammelte, fing er mit beredten Worten an, die Zage in allen Einzelheiten anschaulich zu schildern.

„Natürlich“, sagte er, „es ist das alte, berühmte Saiteninstrument der Juden, auf dem sie spielen, wenn sie ihre Psalmen an Jehova singen. Besonders am Sabbat wurde es hervorgeholt, und der Vater der Familie sang zu seinen Klängen. Es war ein ziemlich großes Instrument, mit Darm- und Drahtsaiten bespannt, im ganzen zweihunddreißig an der Zahl, die äußere Form glich ungefähr der einer Harfe, doch erhob sich die Zage nicht auf der Erde, wie es bei der Harfe der Fall ist, sondern sie stand auf den Knien der Musikanten und wurde im Sitzen gespielt. Die Klänge, die durch Zupfen hervorgerufen wurden, waren sonorer als die der Harfe, sie waren ernster, feierlicher, denn das Instrument war ja ausschließlich für die Begleitung religiöser Gesänge bestimmt. Es war feillich ein schlanker, röhrenartiger Resonanzkasten vorhanden, den man aus jungem Zedernholz herzustellen pflegte.“

Das Publikum staunte, und der kleine, bescheidene Gelehrte dankte dem Sprecher mit einer leichten Verbeugung, indem er sagte:

„Ihre Beschreibung der Zage ist mir besonders interessant. Ich hatte in der Bibel immer gelesen, daß die Hebräer mit Zittern und Zagen in den Tempel gegangen sind. Was eine Zitter ist, wußte ich; nun bin ich glücklich, auch zu wissen, wie eine Zage aussieht.“

Die reichen Indianer.

Die Indianeragentur in Washington gab vor kurzem einen Bericht aus, der endgültig mit dem Glauben aufräumt, daß die Indianerstämme im Aussterben begriffen seien. Denn, wenn die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten um 1870 herum mit 300.000 angegeben war, so zählen sie heute über 350.000.

Die statistische Aufstellung dieser Agentur bringt auch eine noch überraschendere Mitteilung. Nach ihren Angaben, soweit man ihnen Glauben schenken darf, sind die Indianer das reichste Volk der Erde. Ihr Gesamtvermögen soll 15 Milliarden Dollar weit überschreiten. Legt man die Bevölkerungszahl von 350.000 Indianern zugrunde, so hat jeder ein Vermögen von 43.000 Dollar.

Diese Zahlen beziehen sich jedoch nur auf die Indianer in den Vereinigten Staaten. Viel reichere sollen noch die Indianerstämme in Südamerika sein. Die Zahl dieser Stämme festzustellen, die von Mexiko bis zum Feuerland in halb erforschten, teils von Kulturmenschen noch nie gesehenen, unendlichen Urwaldgebieten haften, wird in absehbarer Zeit kaum gelingen. In die Tausende geht die Zahl dieser wilden und halbwilden Stämme. Nur spärliche Zeitungsnachrichten, die von Zeit zu Zeit vom Verschwinden weißer Menschen berichten, die es gewagt haben, in diesen Dschungel der Unkultur vorzudringen, beweisen die Existenz dieser Wilden.

Ein sonderbares Erlebnis hatte jüngst der Besitzer des kleinen Hotels Espana in Guayaquil, der Hafenstadt Equadors von nicht mehr als 100.000 Einwohnern. Vor etwa eineinhalb

Jahren stieg in seinem Hotel ein englischer Missionar ab, der sich trotz der dringenden Vorstellungen nicht davon abbringen ließ, den Indianern seinen Glauben zu verkünden. Wochenlang hielt er sich in dem kleinen Hotel auf und bereitete sich auf die Mission vor. Dann brach er auf und wurde nie mehr gesehen. Bis eines schönen Tages, an dem Tage, an dem die Hauptlinge der weiteren Umgebung von Guayaquil dorthin ihre Waren zu Markte bringen, einer der Indianer im Hotel Espana einem Engländer einen besonders gut präparierten Kopf zum Kauf anbot, in dem der Hotelbesitzer zu seinem Schrecken den seines früheren Gastes, des englischen Missionars, wiedererkannte. Der Kopf war zur Größe eines Apfels zusammengeschrumpft, doch die Gesichtsteile wiesen genau die gleichen Proportionen wie bei Lebzeiten auf, nur, dem ganzen Kopfe entsprechend, in verkleinerten Maßen. Für hundert englische Pfund wanderte der Kopf in den Besitz des Engländers, der frohen Herzens mit seiner kostbaren Beute nach Europa zog, ohne zu wissen, daß er den mumifizierten Kopf eines Landsmannes im Koffer trug, der einem indianischen Kopfsäger zum Opfer fiel.

Selbsterwärmung der Pflanzen.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß auch die Pflanzen die Fähigkeit einer starken Selbsterwärmung besitzen. Schon vor Jahren machte der bekannte Botaniker Molisch die interessante Beobachtung, daß Laubblätter, wenn sie in großer Menge aufeinanderliegen und in einem gutschließenden Behälter untergebracht sind, schon nach auffallend kurzer Zeit eine kräftige Wärmeentwicklung zeigen, so die Blätter des Birnbäumchens, deren Temperatur sich innerhalb eines Tages auf 59 Grad Celsius erhöhte. Um das Gelingen der Versuche indes nicht von der großen Menge der Blätter abhängig zu machen, wurden Untersuchungen in sogenannten Thermophorgefäßen vorgenommen, wobei schon 100 bis 150 Gramm Blätter genügen, um die Experimente erfolgreich zu gestalten. Molisch untersuchte zunächst Blüten, die gleich manchen Blättern sehr hohe Temperaturen zeigten, ja sogar bisweilen an dieser starken Erwärmung zugrunde gingen. So erwärmte sich bei einer Lufttemperatur von 19,5 Grad Celsius die gemeine Schafgarbe binnen drei Tagen auf 55 Grad Celsius und die Blüte der Mohrrübe nach zwei Tagen ebenfalls auf 55 Grad Celsius.

Außer Blüten und Laubblättern, unter denen sich auch einige Wasserpflanzen mit verhältnismäßig starker Selbsterwärmung — bis zu 43 Grad Celsius — befanden, wurden auch die niederen Pflanzen untersucht. Moose und Flechten ließen im allgemeinen keine besonders hohen Wärmegrade wahrnehmen, während sich unter den Hautpilzen immerhin Temperaturhöhen bis zu 33 Grad Celsius einstellen. Auch Algen erwärmten sich nur langsam und schwach. Bei Früchten war die Wärmeentwicklung gleichfalls kaum nennenswert.

In vielen Fällen traten bei der Selbsterwärmung immer je zwei Höhepunkte ein, eine Erscheinung, die der Forscher damit erklärt, daß der erste höchstwahrscheinlich mit den Begleiterscheinungen der Atmung zusammenhängt, wogegen der zweite auf die Tätigkeit der Bakterien und Pilze, die sich in den erwärmten Pflanzenteilen anhalten, zurückzuführen sein dürfte.

Weiteres.

Vorsicht. Bauer: „Sie wollen mir den Zahn schmerzlos ziehen?“ — Arzt: „Ja, ich betäube Sie, und Sie verlieren das Bewußtsein.“ — Bauer: „Kostet das mehr?“ — Arzt: „Hinf-gehn Franken mehr.“ — Bauer: „Gemocht.“ Er zieht sein Portemonnaie. — Arzt: „Sie brauchen jetzt nicht zu zahlen — das können Sie später.“ — Bauer: „Ich will ja gar nicht zahlen. Ich will mir merken, wieviel drin ist.“

Reich! Zwei Berliner Jungens brüsten sich mit dem Reichtum ihrer Väter: „Mensch,“ sagte der eine, „Ihr kommt ja sanft in Frage!“ — „Was denn? Wieso kommen wir denn sanft in Frage?“ — „Ihr könnt euch ja nicht mal 'nen Radioapparat leisten! Deine Schwester lernt ja per Hand Klavierspielen.“

An! Der Chef ruft seinen Buchhalter zu sich ins Privatkontor. „Ich habe gehört, daß ich unter dem Personal den Spitznamen „Blinddarm“ führe. Wie kommt ich zu diesem Namen?“ Der Buchhalter zögert lange, der Chef droht ihm mit Entlassung, der Buchhalter gibt Auskunft: „Wenn Sie es nun durchaus wissen wollen, man nennt Sie „Blinddarm“, weil Sie erstens sehr oft „gereizt“ und zweitens „überflüssig“ sind.“

Leber Besuch. „Du hier, Tantchen? Ich denke, du mußt zu Hause bleiben, weil deine Biere krank geworden ist?“ — „Nein, ich hab' sie mitgenommen, — der Gepäckträger bringt sie gleich.“

Arm und reich. Man unterteilt sich am Hofe Darun al Raschids über die Begriffe arm und reich. Hamta sagte zu diesem Thema: „Fäll ein Reicher, so sagt man: der Bedauernswerte! Er ist gestolpert!“ — „Und wie?“ fragte der Kaiser, „wie sagt man, wenn ein Armer hinfällt?“ — „Und wenn ein Armer hinfällt“, vollendete Hamta seinen Vergleich, „so sagt man: das Schwein! Er ist besoffen!“

Ein Sanitäter bewirbt sich um eine Stelle im Spital. Der leitende Arzt fragt ihn: „Wissen Sie auch, was Sie nach der Operation zu tun haben?“ — „Natürlich weiß ich es, Herr Doktor, der Patient wird in die Leichenhalle gebracht.“

Schwierige Sache. „Sagen Sie mal, wo ist denn Bisabis?“ — „Na, da drüben, auf der anderen Seite, liebe Frau.“ — „Ja, da habe ich auch schon gefragt. Da hat man mir aber gesagt, das wäre hier, auf dieser Seite.“

Was mancher nicht weiß.

Der größte elektrische Transformator der Welt ist in Ost-Pittsburg hergestellt worden. Er ist so groß wie ein Haus und wiegt 220.000 Kilo. Für seinen Transport werden zehn große Eisenbahnwaggons benötigt.

Die Photographen behaupten, daß die linke Gesichtshälfte fast immer hübscher sei als die rechte.

Auf der Erde gibt es 67 tätige Vulkanen.

Die Einrichtung der „Klagescheher“ findet man noch heute in manchen südamerikanischen Städten, wo Frauen gemietet und bezahlt werden, um bei Begräbnissen zu weinen oder in Ohnmacht zu fallen.

Die Hälfte der australischen Bevölkerung, die annähernd achteinhalb Millionen beträgt, lebt in den Großstädten, weitere 15 Prozent in den Provinzstädten.

Der Ausbund Wolkenkratzer ist viel älter als die Häuser, für die er gebraucht wird, denn die Seelenleute hatten schon „Wolkenkratzer“, nämlich die Segel, die bei Windstille oberhalb der gewöhnlichen Segel gehißt wurden, um

jeden kleinen Luftzug in den oberen Luftschichten auszunutzen.

Die Rauchbinde der Zigarren hat ihren Ursprung in der Zeit, als zuerst auf Cuba Zigarren hergestellt wurden. Sie wurden stets in feuchtem Zustande geraucht. Damals trugen die Spanier weiße Handschuhe, und um diese vor Nikotinflecken zu schützen, wurde um die Zigarren ein schmaler Papierstreifen gelegt. Daraus hat sich dann später die Rauchbinde entwickelt.

In der Stadt Mexiko ist der Verkehr mit Maultieren und Eseln in den Straßen in Zukunft verboten, außer in den frühen Morgenstunden und spät abends. Damit verschwindet das Hausier Mexikos und das älteste Beförderungsmittel, um dem Auto Platz zu machen.

Der jährliche Umsatz an Briefmarken beläuft sich in Deutschland auf etwa sieben Milliarden Stück.

Die indische Bevölkerung ist in den letzten zehn Jahren um dreißig Millionen gestiegen.

Der größte Gasbehälter der Welt befindet sich in Chicago. Er faßt 566.00 Kubikmeter Gas.

Die Milch wird als ein gutes Hilfsmittel gegen die Gefahr der Luftkrankheit angesehen. In den amerikanischen Luftbahnen werden alle Fahrgäste vor oder während der Fahrt mit einem Gefäß Milch ausgerüstet.

In Rom ist jetzt ein dreistöckiger Autobus in Betrieb genommen worden; er faßt achtund-

achtzig Fahrgäste und hat sowohl ein Raucher- als auch ein Hundeabteil.

Das steuerbare Luftschiff beging im vergangenen Jahr sein achtzigstes Jubiläum. Im Jahre 1852 nämlich stieg der Franzose Giffard mit einem von ihm konstruierten Luftschiff vom Hippodrom in Paris auf und führte verschiedene Manöver aus, die die Steuerfähigkeit des Luftschiffes bewiesen. Er landete ohne Schwierigkeiten an einer vorherbestimmten Stelle. Giffards Luftschiff wurde von einer Dampfmaschine und einem Propeller getrieben, war 44 Meter lang und an seiner dicksten Stelle 12 Meter breit. Seine Fahrgeschwindigkeit betrug drei Meter in der Sekunde, also etwa 10 Kilometer in der Stunde. Giffard hatte den Plan, ein Luftschiff von 50.000 Kubikmeter zu bauen, das etwa 60 Kilometer in der Stunde zurücklegen könnte; dieser Plan ist aber nicht zur Ausführung gekommen.

Unter den in einem Fundbüro abgegebenen verlorenen oder vergessenen Gegenständen befand sich auch ein Säugling, der in einem Wartesaal gefunden worden war. Er konnte der verzweifelten Mutter wohlbehalten wieder ausgehändigt werden. Sie hatte das Kind tatsächlich vergessen.

Schildkröteneier bedürfen einer Ausbrütungszeit von acht bis dreizehn Monaten, je nach den Verhältnissen, in denen sie sich befinden.

Schach-Ecke.

Alle Aufschreiben und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Tetsch, Schönow.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 127.

Von Ferdinand Solbach, Postomig.

Schwarz: Kc5; Dd3; Ta6, g1; Lh3, h6; Sb3, cl. (6)



Weiß: Kk8; Dd3; Td2, e8; Lf8, g2; Sb4, b5. (8)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 124: Dc3-e4!

Reizige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Kholz, Arnsdorf bei Opatowitz; Rudolf Gutschow und Schwarz Rainund, Rößlergrub; Reumann Willi, Binsdorf; Reinert Julius, Rekonitz; Sime Josef, Sime Franz, Abom Jobana, Solbach Ferdinand, Samische aus Postomig; Diele Josef und Artich Anton, Markersdorf; Dinnebier Emil, Tetschen; Schuber Josef, Bocku; Süßler Anton, Tetschen; Böhmert Max und Widorf Adolf, Lischau; Hilgarth Hermann, Neu-Witzitz; Artisch Gustav, Witzerschan; Günther Karl, Archwitz; Böhm Emil, Sobrußen; Walter Ludwig, Nobel Franz, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, Samische aus Arnstau; Ulber Rudolf, Wollsdorf; Schmidt Karl, Brügg; Seimacher Artur, Smetwitz; Bentele Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen.

Partie Nr. 2.

Mittelgambit.

Gespielt am 26. Mai 1920 im Kreiswettkampf Gera-Eisenach.

Weiß: K. Knothe. Schwarz: Brückmann.
1. e2-e4 e7-e5
2. d2-d4

In den Meisterturnieren ist diese Eröffnung aus der Mode gekommen, doch ist sie für Angriffsspieler immer noch eine gute Waffe.

- 2. ... e8xh4
- 3. Dd1xg4 Sb8-c6
- 4. Dd4-e3 Sc8-h6
- 5. Lc1-d2

Die konsequente Fortsetzung ist Sc3 und auf Lb4 dann Ld2. Da man nicht vorweg wissen kann, ob Schwarz auf Sc3, Lb4 spielt, so kann Weiß dem Damenläufer eine andere Zugmöglichkeit offenhalten. Der Textzug hat aber Erfolg, da er den Gegner irritiert.

- 5. ... b7-b6?

Keine empfehlenswerte Fortsetzung. Statt dessen war Lb4 das Beste, worauf Weiß kaum etwas Besseres hat als Sc3, womit die Hauptvariante des Mitteltambits wieder hergestellt wird.

- 6. Sb1-c3 Lf8-c5
- 7. Dc3-g3 Kc8-h7?

Rochade mußte geschehen. Ansonst hat Schwarz nach Rochade das Schreckgespenst Lh6 gesehen, worauf jedoch die gute Parade Sh5, Dg4, Df6! mit Vorteil für Schwarz folgt. Der Königszug erschwert die Weiterentwicklung derart, daß ein harmonisches Zusammenspiel der schwarzen Figuren nicht mehr möglich ist.

- 8. 0-0-0 Lc5-b4?

Ein krasser Tempoverlust. Man kann nicht erkennen, was dies bezwecken will. Entwicklung mit Lb7 war nötig.

- 9. f2-f4! d7-d6

(e4-e5 müßte verhindert werden.)

- 10. Lf1-e2

(Verhindert Sh5 und strebt, nach f3 die wichtige Diagonale a8-h1 zu besetzen.)

- 10. ... Dd8-e8
- 11. Le2-f3! Lc8-d7

(Falls Lx×c3, so Lx×c3, S×e4, D×g7f.)

- 12. Sg1-e2 Ld4-e5

Erwangen, der Auszug des Läufers war also erfolglos.

- 13. e4-e5! Sf6-g5

Das einzige Feld. Nach d6×e5, f4×e5 kann D oder S×e5 nicht erfolgen wegen Turmverlust.

- 14. Sc3-d5 De8-d8
- 15. Ld2-c3

(Droht b4 sowie auch c6.)

- 15. ... d6×e5
- 16. f4×e5 Ld7-c6

Verhindert zwar den schrecklichen Zug e6, verliert aber doch mindestens die Qualität. Schwarz steht total auf Verlust.

- 17. Sd5×b6! Lc5-e3!
- 18. Kc1-b1 Le6×a2?

Versucht noch einen Schwindel, der natürlich nicht klappt.

- 19. Kf1-a1! Dd8×d1f

Verzweiflung.

- 20. Th1×d1 a7×b6
- 21. Lf3×c6!

Droht ewiges Schach.

Der Todesstoß! Schwarz gibt auf. (Entnommen der Deutschen Arbeiter-Schachzeitung.)